

Zeitschrift: Der Sammler : eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten
Herausgeber: Bernhard Otto
Band: 5 (1783)
Heft: 18

Artikel: Die glückliche und unglückliche Republik : eine Fabel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-543766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sammler.

Eine gemeinnützige Wochenschrift,
für B ü n d e n.

Achtzehendes Stück.

Die glückliche und unglückliche Republik.

Eine Fabel.

In Amerika war eine Stadt mit grossem weitsäufigem Gebiete. Reichthum hatte da gleichsam ihren Thron aufgeschlagen, und Gelehrsamkeit und Künste waren auf den höchsten Grad gekommen. Alles was die Natur schönes und nützlich's hat, gab sie ihr. Die Handlung war außerordentlich. Kein Neid, keine Mißgunst konnte ihr schaden. Jeder Einwohner war vergnügt und glücklich, jeder frei und unabhängig. Man bewunderte sie, jeder Reisende wünschte hier leben zu können, jeder erzählte von den Merkwürdigkeiten derselben — von der Religiosität der Bürger, von ihrem redlichen, edlen Charakter; wer unglücklich war, wurde da aufgenommen; jeder Arme wohlthätig behandelt; jeder Leidende getröstet. Ihr hatten viel tausend Menschen ihr Glük zu verdanken — und die Unterthanen oder Hinterlassen, die von den Bürgern abhiengen und um die Stadt herum wohnten, freuten sich der Milde ihrer Beherrscher und der Barmherzigkeit ihrer Oberen; Religion und Gottesfurcht waren die Pfeiler, auf denen sie ruhte; Einigkeit und Patriotismus das Band, das unzertrennbar ihre Seele umschlang und das Wohl der Bürger an das Wohl der Unterthanen fesselte; Kein besonders Interesse herrschte hier, wenn



der Bürger glücklich war, so war es auch der Untergebene, die Vorsehung hatte sie selbst für einander, eines um des andern willen geschaffen.

In diesem blühenden Zustand war sie Jahrhunderte lang; jeder blieb der Einfachheit der Sitten treu, jeder war Patriot und glaubte seine Pflicht erfordere, seinen eigenen Nutzen dem Vaterlandswohl aufzuopfern, und für dasselbe zu leben und zu sterben. Von heiligen Stätten schallten immer aus dem Munde der Diener Jesu die Worte: Brüder, seyd eins! Genießt was ihr habt und vermehrt eure Bedürfnisse nicht! —

Nun was geschah! Ein Bürger hatte einige Söhne voll hoher Anlagen und Kräfte, voll Gefühl und Vaterlandsliebe, in ihnen stammte der Wunsch: Geistliche zu werden und ihre Fähigkeiten aufzuwecken; allein obschon sie den besten Anlaß zu studieren in ihrer Vaterstadt hatten, wünschten sie dennoch an ein anders Ort zu gehen, weil ihnen das Wort Universität weit wichtiger vorkam, als der Name Schule; sie hatten zwar die besten Hülfsmittel an ihrem Geburtsort, um einen geringen Preis konnten sie die schönsten Bücher lesen und mit den gelehrtesten Gelehrten bekannt werden — allein das entfernte Glück schien ihnen weit mehr als ihr eigenes; in einem fremden Lande zu wohnen, andre Sitten und Menschen zu kennen und sich abwechselnde Freuden und Vergnügungen zu verschaffen, wünschten sie. Der Vater wußte es und konnte es nicht gutheissen, weil er ein Freund der Einfachheit war, aber ihrer Meinung zu widerstehn hielt er noch nicht für rathsam, er willigte also in ihre Bitte und seine Söhne verliessen bald darauf ihr Vaterland.



Nun tratten sie in die grosse Welt ein, und jeder Schritt in dieselbe machte sie ihres Lebens froher; alle ihre Zeit und Kräfte wurden zum Studiren angewandt, der Vater erhielt geschwind Nachricht von ihnen und freute sich des Fleisses seiner Söhne er mußte ihnen Geld übersenden, weil sie andre Kleider, und andre kostbare Vergnügungen hatten; die Briefe wurden herumgeboden, jeder Bürger fieng an ihnen eine Lobrede zu halten und einige Väter sandten bald ihre Söhne als Handelsleute auch in die Fremde; jeder der die Handlung erlernen oder sich einem Beruf widmen wollte, wurde ausser Land geschickt.

Aber damit waren die Einwohner dieser glücklichen Republick noch nicht zufrieden. Wäre es nicht gut wenn auch unsere Töchtern mit fremden bekannt wären, wenn wir auch sie in Wissenschaften unterrichten liessen? sagten einige Bürger. Der Vorschlag gefiel vielen, und in kurzer Zeit reiseten sehr viele Frauenzimmer in entfernte Städte. Nach Verfluß zwanzig Jahren, kamen nun einige junge Herren in ihrem Vaterland wieder an. Ganz anders gekleidet, mit veränderten Sitten, und mit anderen Sprachen betratten sie die Schwellen ihrer Häuser; Alles was sie sprachen und thaten wurde erzählt. Viele ahmten ihnen nach; die fremden Kleider gefielen ihnen, man schätzte sie überall hoch, und erwies ihnen alle Ehre. Den Neuangekommenen kam alles in ihrem Vaterland verächtlich vor. Die Staatseinrichtung, die Arbeit, die Sitten, die Gebräuche ihres Orts mißfielen ihnen. Die weisesten Leute wurden für Menschen ohne Lebensart, die gelehrtesten, für Gefühllos, und die besten Christen für Nachbeter alter Meinungen, für Anhänger an Systemen erklärt. Wenn man sie etwas fragte, antworteten sie in dreifacher Sprache, wenn man freimüthig mit ihnen umgieng, so sagten sie man sey unbescheiden

unbescheiden und wisse nicht zu leben. Die Mütter gaben ihren Söhnen in allem Recht, thaten ihnen Vorwand in vielem, und waren recht stolz, auf ihre in der Welt unhergeristeten Kinder. Aber den Vätern gefiel die Lebensart die sie führten nicht. Sie verwiesen ihnen vieles, predigten immer von Einfalt und Sparsamkeit, und hielten sie zur Arbeit an. — Ueberdrüssig der väterlichen Wohnung, heirateten sie fremde Mädchen, und lebten ganz anders, als man in ihrer Vaterstadt zu leben gewohnt war. Die jungen Geistlichen fiengen an zu predigen, die jungen Kaufleute zu handeln und das ganz wider die Mode. Des Wegreisens und der Ankunft von Bürgern war kein Ende. Jeder Vater glaubte ungerecht gegen seine Kinder zu handeln, wenn er sie nicht an fremde Dörfer schicken würde, und durch dieses bekam alles eine andere Gestalt. Verschwunden war die Einfalt — und der Patriotismus. Nur einige Spuhren sah man noch von dem alten Charakter der Nation. Die Kirchenordnung, die Gesetze, die Lebensart, wurden umgeschmolzen nach dem Modell fremder Staaten, die Bedürfnisse wurden vermehrt, die Hoffahrt und der Luxus nahm überhand, und weil die Einwohner des Staats sich immermehr bereicherten, so schlich sich nach und nach die Trägheit und Unthätigkeit ein. Vergebens warnte mancher im Dienste des Staats grau gewordene Patriot, vor der Wollust. Vergebens waren fast alle Verordnungen die das Nationalwohl zum Ziel hatten. Die Obrigkeit befolgte ihre Gesetze selbst nicht mehr, und verlor ihr Ansehen dadurch. Die Religion wurde durch die Anhänglichkeit an das sichtbare verdrängt, und die Vaterlandsliebe erlosch in den Herzen der Bürger. Reichthum und Ehre waren die Götter denen man opferte. Eigennutz die allgemein herrschende Krankheit. Einige ehrwürdige Greise widersetzten sich dem

Strom

Strom, und wenige Rathsberrn stunden zu ihnen. Das
 ist unser Untergang wenn wir den alten Sitten und der
 vorigen Staatsverfassung und nicht wieder näheren, sagten
 die einen. Es das sind alte Sachen die von eigensartigen
 Köpfen herrühren, man muß sich nach der Zeit und den
 Umständen immer richten, wir leben nun in einem ande-
 ren und feineren Zeitalter sagten die anderen. Verwirrung
 und Uneinigkeit entstand. In allen Fällen war nur die
 Frage: Was bringt es gegenwärtig für Nutzen oder
 Schaden? Die Stadt verlor dadurch entsetzlich viel, man
 arbeitete nicht mehr auf gemeinschaftlichen Zweck hin.
 Das Vaterland war nicht mehr der Punkt den man immer
 vor Augen hatte. Ein Rathsherr sah die Fluthen des Un-
 glücks gegen sein Vaterland daherrauschen. Ihm preßte der
 Anblick seiner unpatriotischen Bürger Thränen aus. In
 hangen Mitternachtstunden träumte ihm von Unglück —
 und wenn sein Auge sich öffnete, so war sein Vaterland
 wieder der Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Arbeit.
 Brüder! sagte er einstens in einer Bürger-Versammlung,
 hört mich! Hört Vaterlands-, hört Menschen- und Bürger-
 Stimme. Länger kann ich nicht schweigen, länger euch
 Brüder nicht dem Verderben lachend entgegen rennen sehen.
 O! warum entfernt ihr euch von dem, der Jahrhunderte
 euch segnete, der euere Ruhe und euer Glück schon so lange
 befestigte. Kehrt wieder zur Religion! Ahmt eueren
 Vätern und ihren Sitten wieder nach! Seid eins! Euer
 Glück ist mit dem Glück der Vaterstadt unzertrennbar ver-
 bunden! Euer Wohl ist Vaterlands-Wohl, und euer
 Schaden, Vaterlands-Schaden. O seyd nicht Feinde euer
 selbst, ihr macht euch und die Nachwelt durch euer jek-
 zes Betragen unglücklich! Kommt und gebt einander die
 Hände, vereiniget euere Kräfte, um die Vest unsers Frei-
 staats auszurotten. Ihr könnt es thun, und Natur und

Menschlichkeit



Menschlichkeit, euer Eid und euere Pflicht erfordert, daß ihr's thut. Wenn ihr unter einander uneinig seyd, so kommt ein Dritter und macht Frieden, aber einen Frieden bei dessen Andenken mir die Haut schauert, und meine Kniee beben. — Wollt ihr denn euer Unglück? wollt ihr denn Mörder euers Wohlstands werden? und das werdet ihr, wenn ihr in eueren unpatriotischen Gesinnungen fortfahret, wenn ihr euere Mitbürger zu unterdrücken sucht, und den Eigennuß und den Luxus herrschen laßt.

Aber das half alles nichts. Anstatt daß die Rede dieses Patrioten Eingang in die Seelen hätte finden sollen, erweckte sie Erbitterung und Zorn. Das ist immer noch ein Abetter der alten wohlhergebrachten Gewohnheiten. Ein guter frommer Mann mag er seyn, aber ein Staatsmann ist er nicht. Es fehlt ihm Weltkenntniß. Alles was er redt ist zum Todlachen. So sagten die meisten Zuhörer. Und nun wurde er zum Vorwurf des bittersten Spotts gemacht, und selbst die Knaben spotteten seiner. —

Die Republik sank nun immer tiefer, und dennoch glaubten ihre Einwohner daß sie noch nie auf der Höhe des Wohlstands gewesen sey, wie jetzt. Die Produkte ihres Landes wurden verkauft, und fremde hinein gebracht. Die Zahl der Müßiggänger vermehrte sich, und jeder dem man Ehre erwies! mußte drei Bediente haben. Die Mütter nahmen sich der Haushaltung nicht mehr an, sondern beschiften fremde Mägde. — Wer die alte Sprache redete wurde verlacht, und die Rechtschaffenen für Mistiker gehalten, mit denen man sich in keine Gemeinschaft einlassen, und deren Umgang man meiden müsse. Viele die das Verderben einfahen, sagten man sollte dem Unglück noch wehren, weil es Zeit sey, aber andere machten Schwierigkeiten

rigkeiten und Bedenklichkeiten beschwigen. Es sey nun zu spät man könne nun nichts mehr thun, als sich in das nothwendige Uebel schicken, und nun nicht eigen zu scheinen, alles mitmachen was nicht wider die Ehrbarkeit streite — so sagten viele.

Der Pracht nahm nun immermehr überhand, und die Verdienste verkleinerten sich. Keiner konnte fast mehr Heirathen, weil er nicht das Vermögen hatte sich standesmäßig zu kleiden und aufzuführen. Man sann auf Mittel mehr Geld zu bekommen. Es wurde hierauf oberkeitlich verordnet, daß den Unterthanen mehr Auflagen gemacht werden sollen. Es geschah. Die Unterthanen wurden gedrückt, doch schwiegen sie stille, und gaben alles willig was man von ihnen forderte. — Die Bürger waren nun wieder im Stand ihre vorige Lebensart fortzusetzen, und freuten sich ihres Einfalls herzlich. —

Aber nun kam eine fürchterliche Gefahr. Ein benachbarter Monarch machte Anstalten zu einem fürchtbaren Krieg. — Jedermann glaubte daß es auf die Republik abgesehen sey, und deswegen wurde befohlen sich in gute Kriegsverfassung zu setzen.

Die Unterthanen wurden nun fleißig exerciert, alle nöthige Anstalten gemacht — und die strengste Subordination ausgeübt. Allein der Feind war in ihrer Mitte, und nicht außer ihren Gränzen. — Ihre Untergebene waren es. Sie gaben genau auf alles Acht was man sie lehrte, schickten sich gedultig in den Willen ihrer Oberen, und verstunden in kurzer Zeit das ganze Kriegs-Handwerk. Die Verwunderung über ihre Lernbegierde war groß, und die Freude an ihrem guten Betragen allgemein. Jeder Bürger setzte ein grosses Zutrauen in ihre Liebe zu ihnen, jeder sah sie als Vertheidiger des Vaterlands mit Ehrfurcht an.

Allein



Allein die Scene veränderte sich schnell. —

Die Untertanen hielten zusammen, und waren Ein Herz und Eine Seele. — Die Verabredung wurde getroffen, an einem bestimmten Feiertag ihre Waffen gegen ihre Unterdrücker zu ergreifen — und es geschah wirklich.

Der Tag brach an — und mit Sonnen-Aufgang marschirten sie als regulierte Truppen dem im Bette schlafenden Feind entgegen, ohne einen einzigen Schuß thun zu müssen, kamen sie in die Stadt. Sie postierten sich — und schlugen Lärm. Wer sich nicht an uns ergeben will, dessen Seele soll auf dem Schwerdt tanzen, riefen sie. Die Bürger hatten die Gewohnheit nicht eher aufzustehen bis die Sonne in ihr Bett schien, und deswegen waren sie ganz in Bestürzung versunken. Was will das werden? riefen sie in ihren Nachtmüßen zum Fenster heraus. Kaum hatten sie's ausgesprochen, so waren Soldaten in ihren Wohnungen. Der Lärm war allgemein; und da sie nun keine Rettung vor sich sahen, ergaben sie sich auf Gnade hin.

Viele sagten: Um Gotteswillen, wie seyd ihr, Ueberwinder, in die Stadt kommen? Die Thore waren ja verschlossen — wer hat sie geöffnet? —

Wir sind einmal nun hineingekommen sagten die Sieger, und nachher erfuhr man, daß man vergessen habe die Thore zu schliessen, deswegen flüchte alles dem Thorewächter Hals und Bein ab, unterdessen die Ueberwinder ihrer Einfalt wegen lachten. —

Die Stadt ist nun im Besiz ihrer vorigen Untertanen und wird schwerlich mehr das Joch abwerffen können. Denn die jetzigen Herren derselben, lassen fleißig die Thore zu schliessen, und gehen selber zu sehen ob ihr Wille befolget werde.

Nun erzählen sie sich einander oft diese Geschichte, die einten mit Freuden und die anderen mit Schmerzen. Doch alles gesagte ist erdichtet, und nur eine Fabel.

S. das 6te St. Für Gott, Menschh. u. Vaterl. 1782.

